Das bessere Beten

Autor(en): **Hügli, Emil**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 37

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-646913

Nutzungsbedingungen

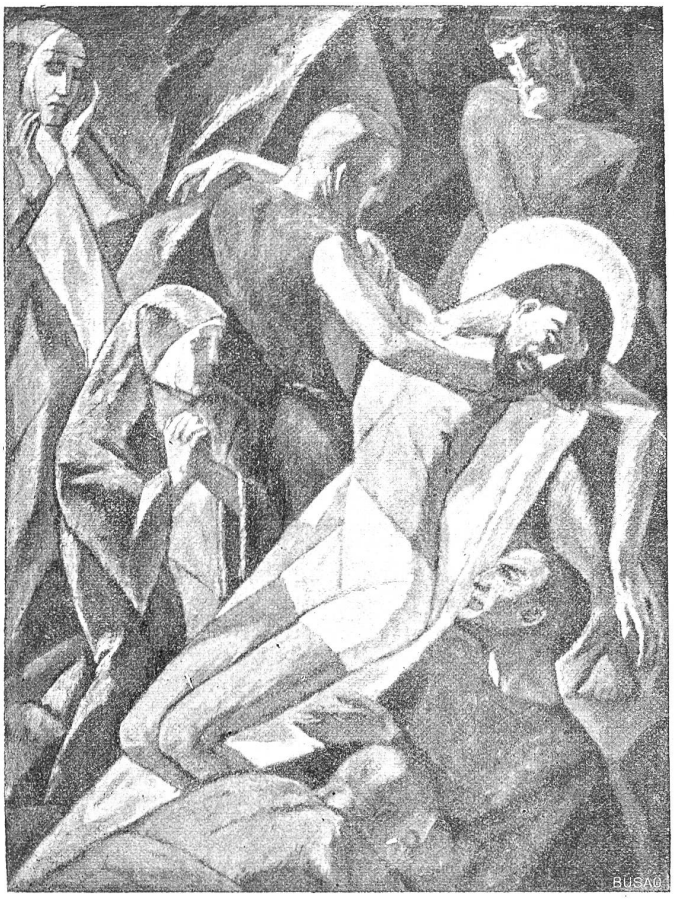
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



E. Linck: Die Grablegung Christi. Cliché Kunsthalle, Bern.

„Kommt dann aber auch auf eine Stunde zu uns herauf", ladet ihn Fryner leutselig ein. „Wir wollen zusammen ein Glas auf deine Liebschaft trinken."

Sie schreiten über die sanft ansteigende Wiesenlehne nach dem stattlichen Strubegghause hinauf. „Das Essen ist bereit!" ruft Bethli schon von weitem aus dem Fenster. Der Knabe Hans hat mitten auf dem Hofplatz eine Burg erbaut aus David Leus Glitzersteinen, die man ihm leider nicht in den Totenbaum mitgegeben hat.

Eva darf noch eine kleine Ueberraschung erleben. Auf Fryners Geheiß hat Felix während des Kirchganges auf dem Sturzbalken über der Haustüre in hübschen Schnörkelbuchstaben die Worte eingekerbt: Im Paradies.

Sie stutzt und lächelt. „Das ist schön. Jetzt ist es kein Sprichwort mehr, wenn wir es selber für wahr nehmen."

Hannes Fryner führt sie an der Hand ins Haus hinein. „Die erste Eva ist mit Sünde aus dem Paradies gegangen", sagt er; „du aber nicht. Darum hast du wieder heimkehren dürfen."

*

Der schöne Herbstsonntag sagt den Menschen auf Trift und Boden wieder einmal, wenn sie es noch nicht wissen, daß der Berg eine liebe Heimat ist. Es muß Gold in ihm verborgen sein; wer das nicht glaubt, der mag es getrost bleiben lassen. Es ist nicht das rote Gold, das die Menschen zu Sklaven macht, es ist nicht das Gold, das der Venediger Lugobardi suchte. Das Gold ist die süße Liebe, die unwandelbare Treue eines scheuen Bergkindes. Das Gold ist der klare Sommerabend, der den Bergler hoch und beherzt über die Welt der Niederung hinausblicken läßt, das Gold ist die vom späten Frühling doppelt geschmückte Blumenwiese, das Abendglühn in den Fenstern eines einsamen Bauernheimes. Das Gold ist die große Ruhe, das allerköstlichste Wunder der Bergeinsamkeit.

— Ende —

Das bessere Beten.

Ein Geschichtlein zum eidgenössischen Bettag von Emil Hügli.

Oben am Stalden gegen den Gemeindewald hin hat der Bauer Hansuli Obrecht sein Anwesen, weswegen er im Dorfe der Staldenbauer genannt wird. Es ist nicht gerade ein großes Gut; aber wenn einer recht dazu schaut, so wirft es, alles in allem, einen erfreulichen Ertrag ab — und das hatte es auch fast Jahr für Jahr getan. Da es dem Hansuli und den Seinen bisher also stets recht ordentlich ergangen war, so hatte er auch keinen Grund gehabt, zu knurren und zu jammern.

Da nun überdies der Staldenbauer mit den Seinen in der Kirche am Sonntag öfters zu sehen war, so fiel es dem Pfarrer nicht schwer, die guten Erfolge des Hansuli als Landwirt mit der Gottergebenheit, die er im Wesen des Bauern zu erkennen vermeinte, in Beziehung zu bringen. Er hatte denn auch schon öfters in seiner Predigt durchblicken lassen, wer gemeint sein könne, wenn er sagte, daß einer, der dem Himmel gegenüber noch wahre Dankbarkeit kenne und das Beten noch nicht verlernt habe, wohl auch sicherer auf Segen rechnen dürfe, als einer, der meine, er allein sei die Quelle des Guten in seinem Heim und Haus. „Ora et labora" so erklärte der Pfarrer — dieser lateinische Spruch, der soviel bedeute wie „du sollst beten und arbeiten", enthalte noch immer eine der besten Weisheiten.

Ganz nach diesem Spruche schien sich Hansuli zu verhalten; wie ja auch der Pfarrer wohl wußte, daß der Bauer in seinem Haus und Heim dem Beten keine geringe Bedeutung beizumessen pflegte. Hansuli war von jeher an die Arbeit gewohnt gewesen und dachte sich dabei: Wenn man mit Beten seine Sache noch fördern kann, so wäre man doch ein „Löli", wenn man dies nicht täte, zumal das Beten keinen Schweiß koste. So wurden denn an seinem Tisch und in seinen Stuben fleißig die Hände gefaltet, und überdies tat er im Stall und auf dem Felde manchen guten Betspruch, von dem er wohl erhoffen durfte, daß er nicht vergeblich gesprochen sei; denn warum soll man denn nicht auch beten können: Lieber Herrgott, mach doch, daß die Blust nicht dem Frost zum Raube wird, daß die Saat nicht erfriert, daß die Kartoffeln recht groß werden, das Vieh gesund bleibt und dergleichen mehr?

So war es bis zum Sommer des letzten Jahres mit Hansuli gewesen. Dann war jedoch etwas geschehen, das ihn aus seinen bisherigen Geleisen gänzlich herausgebracht und selbst sein „frommes Beten" erschüttert hatte. Nach einem schwülheißen Montagnachmittag war ein gewaltiges Wetter losgebrochen, und die Wasser eines schweren Wolkenbruches hatten den in der Nähe seines Gutes sonst ganz friedlich vorbeifließenden Staldenbach so sehr mit Fluten, Erde, Sand und Schutt angefüllt, daß dieser tobend über die Ufer getreten und wie ein toller Stier losgebrochen war, um auf Hansulis schön gepflegten, Segen versprechenden Feldern wüstes Unheil anzurichten. Ein prächtiges Haferfeld, ein Teil des Kartoffelackers und der Matten, wo der Weizen üppig dagestanden hatte, waren verwüstet worden ... So etwas hätte er auf seinem Gute doch nicht erwartet! Aber nicht genug daran: Kaum daß er mit der

Aufwendung aller Kräfte und Hilfskräfte die zerstörten Felder und Aecker mühsam wiederhergestellt und trotz der vorgerückten Jahreszeit noch einmal alles angesät hätte, in der Hoffnung, daß bei fleißigem Gebet das meiste wohl noch eingeholt werden könne, — da hatte ihm der Staldenbach, der provisorischen Verbauung zum Trotz, zu Ende des Juli nach einem abermaligen heftigen Gewitter noch einmal und fast an derselben Stelle die Aecker verwüstet und die sprossende Saat weggespült.

Begreiflich, daß den Staldenbauer eine fast verzweifelte Stimmung überkam. So also waren nun in diesem Jahre seine Gebete um Segen und reichliche Frucht in Erfüllung gegangen! Stand es so mit seinem Beten und Bitten?

Ja, dann konnte er allerdings in Zukunft darauf verzichten! Und wirklich zeigte es sich, daß — wie der Staldenbach seine Saaten — das große Mißgeschick über Nacht in Hansuli die gläubigen Gedanken und Gefühle weggespült hatte.

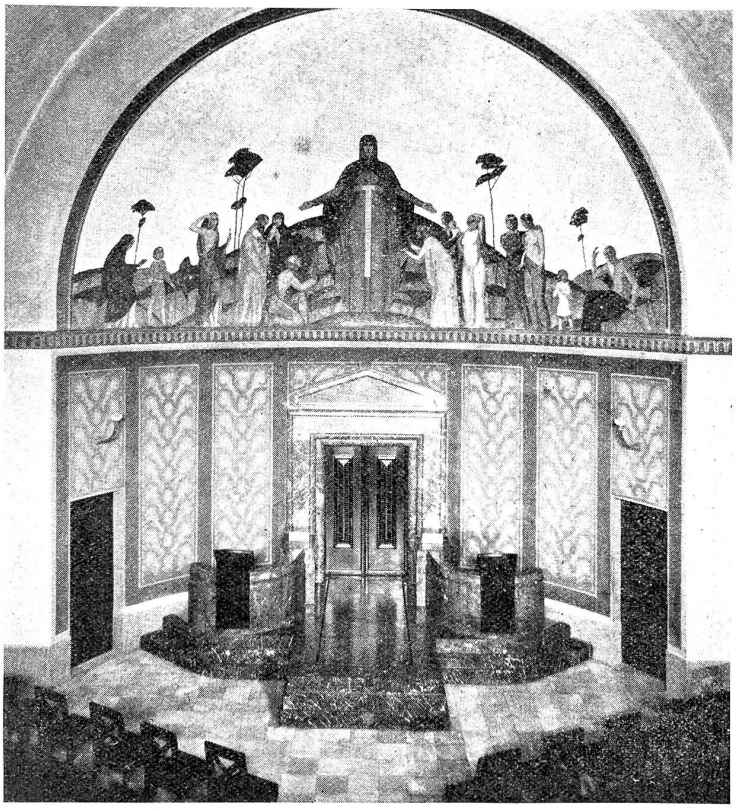
„Von nun an kann an meinem Tisch das Beten unterbleiben", knurrte er am Morgen nach diesem zweiten Unglück, „ich will in meinem Hause nichts mehr wissen davon. Wenn einem trotz fleißigem Beten die Arbeit auf solche Weise in den Dreck geschlagen wird, dann soll meinetwegen in Zukunft der Teufel beten!"

Kätherli, Hansulis Frau, erschrak bei diesem verzweifelten Zornausbruch ihres Mannes sehr, und die Kinder und das Gesinde fuhren zusammen, als ob ein Blitz mitten in den Frühstückstisch eingeschlagen hätte. Sie bat den Mann, sich doch nicht mit solchen höhnischen, respektlosen Worten zu versündigen. Hansuli erwiderte jedoch mit erneutem Aufbrausen: „Respekt? Gebet? Am Ende soll ich dem Himmel noch danken dafür, daß er mit seinen Wolkenbrüchen gewütet hat, wie es die Hölle nicht ärger hätte tun können! Ich war bis jetzt für alles dankbar und habe gebetet wie nur einer kann. Aber zu was denn noch beten, wenn man nicht mehr erhört wird? So will ich lieber darauf verzichten — und damit basta!"

Da war nun also vorläufig bei Hansuli nichts zu machen, und es blieb dabei, bis seine Frau eines Tages drunten im Dorfe dem Pfarrer begegnete und dieser ihr und den Ihren noch sein Beileid über das Mißgeschick aussprach und dabei bemerkte: „Nun hat der gute Hansuli wohl so viel zu schaffen, daß er am Sonntag keine Zeit mehr findet, in die Kirche zu kommen? ... Du mußt ihm aber sagen, daß er ob der Arbeit die Predigt nicht ganz vergessen solle, damit ihm im Unglück auch der Trost nicht fehle. Er hat sich ja sonst immer an das Weisheitswort ‚Bete und arbeite' gehalten."

Hierauf wußte ihm aber Kätherli etwas ganz anderes zu erzählen, nämlich, wie Hansuli das Beten in seinem Haus und Heim ausdrücklich abgeschafft habe und ihm keiner mehr damit kommen dürfe.

Sehr erstaunt hörte der Pfarrer von diesen Dingen: „Mh, mh", machte er, schüttelte den Kopf und bemerkte dann nach einigem Nachdenken: „Da scheint mir zu meiner Verwunderung, daß Hansuli wohl auch bisher nicht wahrhaft und richtig gebetet hat ... Komm einen Augenblick auf meine Pfarrstube. Ich will dir etwas mitgeben für deinen Mann. Das, was ich in den Blättern rot angestrichen habe, soll er alle Tage vor dem Schlafengehen lesen, und wenn er damit fertig ist, will ich ihm neue Blätter schicken. Und dann will ich doch hoffen, daß sich Hansuli bald eines bessern besinne, schon am nächsten Sonntag wieder in die Kirche kommt und jedenfalls am Bettag unseres lieben Vaterlands nicht fehlen wird." Und die Frau ging mit dem Pfarrer hinauf, und der gab ihr weiter nichts als einen Haufen Zeitungen aus der letzten Zeit, und in diesen



E. Linck: Wandgemälde in der Abdankungshalle in Olten. Phot. Henn, Bern.

waren allenthalben die großen Unglücksfälle, Erdbeben, Volksseuchen, riesige Wetterverwüstungen, Feuersbrünste, Schiffskatastrophen, Eisenbahn- und große Flugunglücke, Volksunruhen und Arbeitslosigkeit mit rotem Stift angestrichen.

„Siehst du", bemerkte der Pfarrer noch, „daraus soll Hansuli ersehen, daß wir meist unser eigenes, verhältnismäßig kleines Unglück als zu groß betrachten gewohnt sind und dann für die wahrhaft großen, unglückseligen Geschehnisse viel zu wenig Mitgefühl haben, weil sie uns zu ferne liegen. Wer das nun erkennt, der wird wohl auch wieder das Danken und Beten lernen in der Einsicht, daß das, was ihm an Schlimmem zustößt, oft ganz gering ist gegen das, was so viele Tausende, ja Millionen Menschen erleiden müssen."

Die Frau nahm das Paket dankbar entgegen und verstand es, dafür zu sorgen, daß Hansuli oft in den Blättern las und auch mit ihr darüber zu sprechen begann. Und siehe, eines Morgens, noch lange bevor die verwüsteten Felder und Aecker wiederhergestellt waren, sagte Hansuli am Tische: „Wir wollen nun doch wieder beten. Ich weiß auch warum", und er trug den Bitt- und Dankspruch selber mit deutlicher Stimme vor.

Von da an wurde beim Staldenbauer wieder gebetet, aber in einem andern Sinne als vorher. Und am eidgenössischen Bettag war er mit den Seinen wieder einer der ersten in der Kirche, und nach der Predigt drückte er dem Pfarrer die Hand und sagte: „Ja ja, ich weiß nun, daß man dem Himmel trotz allem dankbar sein muß, wenn man nur gesund ist und arbeiten kann."

Seitdem sieht Hansuli wieder froh und zuversichtlich in die Welt und hält weitherziger und besser als zuvor an dem Spruche fest: Beten und arbeiten! — was ja soviel heißt, wie seine Pflicht erfüllen und für alles Gute im Leben herzlich dankbar sein.